

Predigt zu Hebräerbrief 4, 14-16

Liebe Gemeinde,

in Geschichtsbüchern werden historische Abschnitte oft unter einer Überschrift zusammengefasst, die das Typische, das Charakteristische einer Zeit deutlich machen soll. Ich frage mich manchmal, wie wohl unsere Zeit, unsere Gegenwart, unsere gesellschaftliche Situation einmal betitelt werden wird. Eine Überschrift könnte lauten „Das Fremde annehmen“:

Ich kann mich nicht erinnern, dass zu meinen Lebzeiten schon einmal ein Thema so lange und mit solcher Vehemenz diskutiert wurde wie seit zwei Jahren die Flüchtlingskrise. Man mag es mitunter gar nicht mehr hören – wohl auch deshalb, weil nichts wirklich Neues mehr zum Thema beigetragen wird. Weil die Positionen verhärtet sind, weil viele schon zu allem ihre feste Meinung haben und weil wir an der eigentlichen Situation, der Flucht so vieler Menschen aus ihrer Heimat auch nur wenig ändern können.

Fremde kommen nach Europa, nach Deutschland, in großer Zahl. Viele von ihnen bringen eine andere Kultur mit, eine andere Religion, andere Erwartungen und andere gesellschaftliche Normen. Wie ist damit angemessen umzugehen? In dieser Frage, in dieser Konfrontation mit dem Fremden scheint sich unsere Gesellschaft zu spalten:

Auf der einen Seite werden neben berechtigten Fragen und Zweifeln auch Schreckensszenarien entworfen. Die Fremden, die nur kommen, um sich ein besseres Leben zu ermöglichen, denen ihre Traumatisierung abgesprochen wird und daneben teilweise auch ihr Menschsein. Einzelne Vorfälle wie die Silvesternacht in Köln bestärken derartige Feindbilder, die merkwürdig abgespalten und unbeweglich dastehen und im Gespräch kaum hinterfragbar sind.

Während unserer Zeit in Nordsachsen lernten meine Frau und ich viele Familien kennen, die 1945 aus Schlesien oder Ostpreußen geflüchtet waren. Eigentlich stammten diese Menschen ja aus einem zumindest ähnlichen Kulturkreis, aber auch sie berichteten von ganz unterschiedlichen Erfahrungen:

Die einen wurden im Dorf gut aufgenommen, bekamen ein Zimmer, durften die Küche mitnutzen. Daraus sind dann bis heute anhaltende Freundschaften entstanden. Andere wurden im Dorf zunächst gemieden, als Bettler und Taugenichtse beschimpft. Einige von Ihnen erlebte ich später als tragende Säulen der Kirchgemeinde und der Dorfgemeinschaft. Und: Die, die zunächst ausgegrenzt wurden, haben es den Dorfbewohnern nicht nachgetragen – das halte ich für eine besonders bemerkenswerte Leistung.

Neben den „Besorgten“ in unserem Land gibt es auch heute einen weitaus größeren Teil, der selbstverständlich sein Können, seine Kraft und Zeit zur Verfügung stellt, um zu helfen. Es gibt die, die spenden, die, die immer da sind und bereit sind ihr Herz anrühren lassen von den Erfahrungen und Geschichten der Fremden, die neugierig sind auf die andere Kultur. Sie sehen im Anderen nicht zuerst das Bedrohliche, sie sehen den Menschen und gehen dabei wesentlich auch das Risiko der Enttäuschung ein.

Wie auch immer jeder Einzelne von uns zum Fremden in welcher Hinsicht auch immer stehen mag: Das Fremde, Ungewohnte, Unerwartete fragt immer an, zwingt uns durch sein Anderssein zur Selbsthinterfragung und zu einer Standortbestimmung. Nun müssen wir uns und anderen plötzlich Dinge erklären, die doch immer als selbstverständlich galten. Das kann schwerer sein als gedacht, es kann regelrecht anstrengend und irritierend sein, denn da sind wir mit einem Mal gefordert, nach unseren Wurzeln zu graben und das, was auch immer wir dort finden, obendrein in Worte zu gießen, zu erklären, vielleicht gar zu verteidigen.

Es fragt uns an, das Fremde, rüttelt an unserer Sicherheit, zwingt uns, die Tür unseres Horizontes aufzumachen - und da bekommen wir vielleicht nicht nur die vielen verschiedenen fremden Menschen zu sehen, sondern auch das, was sie mitbringen: Das, vor dem sie geflohen sind. Sie führen uns vor Augen, wie verstrickt alle Menschen sind in dem, was der Schöpfung zuwider steht, in dem, was uns von unserem Schöpfer entfernt: Krieg. Korruption. Staatliche Willkür und Verfolgung. Terror. Not. Geplatzte Träume. Perspektivlosigkeit.

Was haben wir dem entgegenzusetzen? Worauf können wir weisen, worauf bauen, um all dem angemessen zu begegnen, und um nicht selbst daran zu zerbrechen?

Liebe Gemeinde, es bedeutet schon viel, diese Anfragen zuzulassen und nicht zu schnell mit Antworten zu kommen. Kontingenzerfahrung ist der wissenschaftliche Ausdruck dafür, wenn unvermittelt alles anders kommt als gedacht und unser Latein hinten und vorne nicht mehr reicht. Wenn andere Menschen solche Erfahrungen machen, von denen wir weitgehend verschont blieben – Gott sei Dank! – dann können wir ihnen nur Offenheit entgegenbringen, eine Offenheit, dies zulässt, die es akzeptiert, dass menschliches Leben so ganz andere Wendungen nehmen kann, als wir es uns vorstellen können. Der Fremde muss dabei gar nicht mal aus Nahost oder Afrika kommen, manchmal kommt er aus unserem direkten Umfeld:

Da wird das eigene Leben auf den Kopf gestellt, man fällt aus der Normalität heraus und wird mit einer unerträglichen Situation konfrontiert. Der Film „Halt auf freier Strecke“ zeigt das eindrücklich: Ein Familienvater erkrankt an Krebs. Er und seine Familie erleben in den wenigen Wochen bis zu seinem Tod, dass dadurch viele Beziehungen überstrapaziert werden, dass es wenige gibt, die es aushalten, diesen verlustvollen Weg mitanzusehen und mitzutragen. In gewisser Weise erinnert es an Hiob, der alles verlor: Besitz, Kinder, Gesundheit.

Seine Freunde kommen zu ihm, aber sie bringen keinen Trost, kein Mitgefühl. Sie bringen wohlgesetzte Erklärungen für Hiobs Fragen und merken gar nicht, wie sie in ihrer eigenen Welt gefangen bleiben und Hiob sich doch einer ganz anderen, furchtbaren Realität ausgesetzt sieht. Beide Seiten bleiben einander fremd.

Die Welt der Gesunden versteht sich nicht mit der Welt der Kranken. Die Welt der Reichen nicht mit der der Armen und die Welt der im Frieden Lebenden nicht mit der, in der Krieg und Rechtlosigkeit herrschen - es sei denn, man würde sich stärker von echter Empathie leiten lassen, man würde das Fremde aushalten, das eigene Unverständnis als solches akzeptieren - denn wir laufen eben nur in unseren eigenen Mokassins und nicht in denen der anderen. Diese Distanz zum Fremden zu überwinden, auf den anderen einzugehen und ihm ein echter Halt zu werden, das gelingt uns Menschen leider nur allzu selten.

Aber wir haben einen Hohepriester, heißt es im Hebräerbrief: Jesus, den Sohn Gottes. Auf ihn können wir blicken, an ihm können wir festhalten, wenn wir uns mit all dem konfrontiert sehen, was uns von unserem Schöpfer und von unseren Mitmenschen trennt. In ihm kommt uns Gott aber nicht nur nahe als Freund und Bruder, als eine Art Glücksbringer. Da ist mehr.

Luther formuliert es noch schärfer, wenn er schreibt, dass das Wort Gottes als „adversarius noster“ zu uns kommt: Es kommt eben nicht nur als Verheißung oder vielleicht moralische Erbauung, nein, es kommt auch und vor allem als unser Widersacher: Weil es uns anfragt, weil es unsere vermeintlichen Guttaten aufdeckt und genau die Knackpunkte findet, wo wir in einer falschen Ruhe und Sicherheit leben und uns schon längst von Gott entfernt haben.

Es ist das Fremde, das von außen kommende, aber uns betreffende und manchmal wie ein scharfes Schwert treffende Wort. Es bestätigt uns nicht unbedingt. Es bestärkt uns nicht in dem, was wir sind und treiben. Es schmeigt sich nicht freundlich an und stabilisiert nicht unser eingeübtes Lebenskonzept. Es fordert uns vielmehr heraus, den Blick zu öffnen für eine freie Sicht auf das Leben, auf die Welt - und bewirkt damit eine grundlegende Sinnesänderung, eine Umkehr. Das durchaus auch fremde Wort Gottes anzunehmen bedeutet, eine grundlegend veränderte Sicht zuzulassen auf das eigene Leben und das Leben anderer.

Ja, das Wort Gottes bringt eine heilige Unordnung in unser Leben, denn es ordnet vieles neu – auf Christus hin: Durch seinen Tod und seine Auferstehung hat er die unüberwindlich scheinende Trennung zwischen Gott und den Menschen überwunden. Ihm ist wirklich nichts Menschliches fremd geblieben. Er besitzt wirklich alles Vermögen, aufzudecken und auszuhalten, anzunehmen und zu vergeben, Richter zu sein und Retter der Verlorenen.

Er, der ohne Sünde war, der die Schliche des Versuchers in der Wüste sofort durchschaute und ihm widerstand. Er, der sich unserer Schwachheit annahm. Im Bewußtwerden dieses großen Geschenkes findet sich ein großer Trost für alle Notleidenden unserer Welt.

Ein beeindruckendes Beispiel dafür ist für mich immer wieder der Isenheimer Altar von Matthias Grünewald. Er ist in Colmar zu sehen und zeigt im geschlossenen Zustand den sterbenden Jesus am Kreuz, mitten im Zentrum des Bildes. Sein Körper ist übersät mit Wunden, die das Antoniusfeuer verursacht; eine schwere, durch einen Getreidepilz verursachte Erkrankung. Die Betroffenen erleiden einen langsamen, qualvollen Tod. Der Altar wurde für das Siechenhaus und für die dort meist elend aus dem Leben scheidenden Kranken geschaffen.

In der Betrachtung des Leidens Christi, das ihr eigenes Leiden widerspiegelte konnten sie Trost empfinden, weil sie darin die Zuwendung ihres Schöpfers erkannten. Es war ihnen mehr Trost als alles Schönreden! Neben dem Kreuz ist Johannes der Täufer zu sehen, der auf Jesus als den Sohn Gottes weist. Schlägt man die Altarflügel auf, so ist die Geburt Jesu dargestellt und die Auferstehung: Beides Geschichten des Lebens; Anfang und wieder Anfang - und beides liegt in Gottes Hand und wird allen Menschen zuteil, die darauf vertrauen.

Die Passionszeit lädt uns genau dazu ein: Das Leiden Christi auch in seiner Andersartigkeit, Fremdartigkeit still zu betrachten, sich daran zu erinnern, sich anrühren zu lassen und zu vergegenwärtigen, was es für jeden Einzelnen von uns bedeutet. Wir sind eingeladen, das Fremde anzunehmen, denn so lesen wir im Hebräerbrief: „Lasst uns hinzutreten mit Zuversicht zu dem Thron der Gnade, damit wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden.“

Das ist keine einfache Übung, und sie fordert uns bis zum Ende: Mit Gnade und Barmherzigkeit kleidet uns Gott. Beides hat Jesus für uns erworben, beides ist für uns nicht verfügbar oder beherrschbar, doch wir können sie uns schenken lassen. Geschenkte Gnade und Barmherzigkeit nehmen uns hinein in ein neues Leben, in dessen Licht wir leben dürfen.

Liebe Gemeinde, „das Fremde annehmen“ – das ist nicht nur eine Überschrift für unsere Zeit, das ist ein grundlegender Wesenszug des Wortes Gottes, der christlichen Botschaft. Sie wird uns unser Leben lang fordern, uns hinterfragen, uns hier und da auch auf unserem Weg bestätigen - bis zu dem Tag, an dem wir vor der letzten Grenze, der großen Fremde stehen und nichts weiter tun können, als uns das neue Leben neu von Gott schenken zu lassen. Amen.

*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft
bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*